

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 29. — Sonntag, den 15. Juli 1934.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

450 Jahre Stadt Schneeberg

Eigentlich feiert Schneeberg seinen 453. Geburtstag. Doch vor drei Jahren war es nicht möglich, das geplante Heimatfest durchzuführen. Nun sind alle auswärtig wohnenden Schneeberger vom Stadtrat zum Besuch des Heimatfestes und Geburtstages ihrer Vaterstadt am 14. bis 16. Juli dieses Jahres schriftlich eingeladen worden. Das letzte Heimatfest beging Schneeberg im Jahre 1913.

Schneebergs erlebnisreiche Geschichte spricht noch heute zu uns, wenn wir das Städtchen durchwandern. Da sehen wir oberhalb des Rathauses, gegenüber dem Fürstenbrunnen, ehrwürdige Häuser stehen, über deren Eingängen alte Ritterwappen prangen. Alte Fahnenstangen mit Kronen auf den Spitzen, reicher Stuck über Fenstern und an den Außenwänden der Mauern sagen uns, daß hier einst Fürsten und Könige Quartier bezogen hatten. Auf dem Markte steht das Legathaus. Hier ist über dem zweiten Stockwerk ein kleines, in Stein gehauenes Männchen angebracht, das ein Brot unterm Arm trägt. Im Volksmund heißt es, daß das Legathaus zur Zeit der großen Hungersnot 1772 um drei Brote verkauft worden sei. Es lassen sich jedoch für diese Erzählung keine geschichtlichen Beweise erbringen.

Das Rathaus zu Schneeberg ist Geschichte der Stadt selbst. Man darf diesen Bau nicht allein von



Blick auf die Stadt vom Mühlberg aus (Phot. F. Landgraf)

außen, sondern muß sein Inneres beschauen. 1527 bis 1548 wurde das Schneeberger Rathaus erstmalig erbaut. Die große Feuersbrunst, die am 12. August 1719 Schneeberg heimsuchte, zerstörte auch das Rathaus ein. Auf den alten Grundmauern wurde es dann von 1720 bis 1723 wieder aufgebaut. Und 1911 bis 1912 endlich erlebte es den Umbau, den wir heute sehen. Was wir in dem heutigen Rathaus zu Schneeberg vorfinden, ist nahezu alles Stiftung. Der Besucher muß die Fensterbänke genau beschauen, dann liest er, daß jedes Fenster des Hauses gestiftet worden ist. Da haben Ratsherren und Stadtväter, Handwerksinnungen, Bürger, Schulen, Lehrer und andere Gönner der Stadt Fenster, Bilder, Einrichtungsgegenstände gestiftet. Eine besondere Zierde ist der Saal des Standesamtes, auch hier sind Teppiche, Wandbehang, Seidentapete und Einrichtungen gespendet worden.

Im ersten Obergeschoß befindet sich der Saal der Stadtverordneten. Der Saal ist in allem seinerzeit dem der Landeshauptstadt Dresden nachgebildet worden. In den Fenstern des Saales sehen wir u. a. auch, wie das Rathaus zu den verschiedenen Zeiten ausgesehen hat.

Die St.-Wolfgangs-Kirche thront über den Dächern der Stadt. Sie wurde 1516 bis



Fürstenplatz mit Brunnen

Phot. R. Frenzel



Markt mit Rathaus

Phot. R. Frenzel

1540 erbaut. Kohlen sandstein aus der Zwickauer Gegend wurde zu ihrem Bau verwendet. Der Turm der Kirche ist bereits 1478 begonnen worden; zu ihm legte Herzog Albert der Beherzte den Grundstein. 240 knarrende Holztufen führen uns hinauf auf den Turm. Von schwindelnder Höhe aus hat man einen herrlichen Blick über die Stadt und auf das Erzgebirge. Hoch oben im Kirchturm wohnt noch der Türmer mit seiner Familie. Beim Abstieg bestaunt man wieder die riesengroßen Glocken, die des Sonntags ihr feierliches Geläute in den Äther schwingen.

Die Kirche hat auch ihre Geschichte. Der große Stadtbrand 1719 legte auch sie in Asche. Die Ursache des Stadtbrandes konnte lange nicht ermittelt werden. Zwölf Jahre nach dem Brand Schneebergs wurde in Leipzig ein Mädchen wegen Kindes tötung hingerichtet; es gestand vor ihrer Hinrichtung, Schneeberg in Brand gesteckt zu haben.

Schneeberg war auch Garnison. Nach dem 30jährigen Kriege war Kommunalgarde und später bis 1877 ein Bataillon des Infanterieregiments 104 in Schneeberg garnisoniert. Eine idyllische Gebirgskleinstadt ist dieses sagenumwobene Schneeberg. Und nicht nur das Heimatfest lohnt einen Besuch, sondern die Stadt alles in allem ist es wert, daß Wanderer und Ausflügler ihre Schritte zu allen Jahreszeiten dahin lenken.

Die freundliche saubere Stadt zeichnet sich aus durch ihre geschützte Lage zwischen bewaldeten, Schneeberg um rund 100 Meter überragenden Bergen, günstiges, gesundes Mittelgebirgsklima und vor allen Dingen durch reine Luft, da die

Schwerindustrie mit rauchenden Schornsteinen fehlt, die Stadt dagegen allein 670 Hektar Wald besitzt. Entzückend ist der Blick von den Höhen auf die von dem gewaltigen Massiv der St. Wolfgangskirche überragte Stadt, die sich den Charakter als typische Erzgebirgstadt bewahrte. Durch seine herrliche Umgebung, als Ausgangspunkt lohnender Spaziergänge und Wanderungen, nicht zuletzt auch durch die Nähe des angrenzenden Radiumbades Oberschlema eignet sich Schneeberg ganz hervorragend als Erholungsort, Sommerfrische, Wohnort für Pensionäre usw. Auch im Winter ist der Aufenthalt empfehlenswert. (Motelgelegenheit innerhalb des Stadtgebietes und Eislauf- sowie Schneeschuhgelände in nächster Umgebung!) Ein Besuch gerade zur Weihnachtszeit wird bei der in ganz Deutschland einzig dastehenden Schneeberger Weihnachtsfeier für jeden zum Erlebnis werden.



Inneres der St. Wolfgangskirche
(Phot. St. Frenzel)

Die Bergstadt Schneeberg hat 10 000 Einwohner, liegt 420—480 m über NN., verdankt ihre Entstehung der Auffindung reicher Silbergänge in den Jahren 1453 bis 1471. Der Stadtbrief stammt vom Jahre 1481. Schneeberg war Jahrhunderte lang der Hauptort des obererzgebirgischen Erzbergbaues. (Silber-, Kobalt-, Nickel- und Bismut-Erze wurden hauptsächlich gefördert.) Heute ist der Bergbau im Schneeberg-Neustädter

Bergrevier so gut wie erloschen. Schneeberg ist auch als ein Mittelpunkt der sächsischen Sticker- und Spitzenindustrie bekannt. Von jeher besaß Schneeberg einen guten Ruf als Schulstadt. Auch obererzgebirgische Sängertage fanden oft in ihr statt.

ÜBER DIE GRENZE



Aus wahren Erlebnissen zusammengestellte Tatsachenberichte vom deutsch-holländischen Schmuggelwesen. Von Peter Wilhelm Stoll. Ort der Handlung: die deutsch-holländische Grenze. Zeit der Handlung: 1928 bis 1931.

2. Fortsetzung.

(Fortsetzung aus Nr. 27 der „Erzgebirgischen Heimatblätter“.)

Ein einziger Fehltritt, das Knacken eines zerbrechenden Zweiges oder ein Hustenreiz mußte hier zum Verderben führen.

Mein Herz klopfte rasend. —

Jeden Moment dachte ich den Karabiner eines Zöllners auftauchen zu sehen oder den schrillen Pfiff einer Signalfiße zu hören. Die Phantasie hielt mir blitzschnell eine Reihe von Möglichkeiten des Mißlingens vor die Augen.

Nichts rührte sich. Ab und zu raschelte ein Eichhörnchen im Laub oder ein Wildkaninchen fauchte in tollem Zickzack durch das Unterholz. Meine Uhr zeigte sechs Uhr fünfzig.

Nun blieben nur noch zehn Minuten bis zum Aufziehen der neuen Tageswache, — jetzt nur noch acht Minuten bis sieben Uhr. Mein Bordermann wälzte sich vorsichtig auf die andere Seite und knurrte leise „Donnerkeil, dacht doch voran!“

Aber den günstigen Moment zur Ueberquerung der Bahngleise konnte natürlich nur der Spitzenmann der Kolonne bestimmen. Von seiner Wachsamkeit hing unser aller Wohl und Wehe ab.

Nachdem wir fast eine Stunde lang auf dem kalten, nassen Waldboden gelegen hatten, kam von vorne leise das weitergegebene Signal: „Vorwärts!“ Einzeln mußten wir nun das Geleise in raschem Lauf überqueren.

Mann für Mann flügte geräuschlos ab.

Jetzt war auch die Reihe an mich gekommen. — Am Waldrand angekommen, sah ich mich vorsichtig um und sprang dann in großen Sätzen, so schnell es ging, den steilen Abhang hinunter, stolperte über das Bahngleis, riß mich wieder hoch und kletterte die gegenüberliegende Böschung empor. Zwei Minuten später war ich im gegenüberliegenden Walde verschwunden.

Das Landschaftsbild war nun ein anderes geworden. Hoher, lichter Buchen- und Eichenwald umgab uns. Im Gänsemarsch folgten wir einem Pfad, der sich durch mannshohes Farnkraut schlängelte. Die Trägerreihe sah einer Karawane nicht unähnlich. Es war ein groteskes Bild, wie Mann für Mann dahinschlich. Die vordere Gruppe hatte ein mörderisches Tempo angeschlagen. Wenn man uns beim Ueberqueren des Bahn-

gleißes gesehen haben sollte, war es besser, wir verdufteten uns möglichst schnell aus dieser windigen Ecke. Bald überquerten wir zwei Waldwege, die wir vorsichtig übersprangen, um keinerlei Spuren zu hinterlassen. Auf dem zweiten Pfad war eine frische Radspur sichtbar. Mein Bordermann beurteilte diese als



In der höchsten Not

höchstens eine Stunde alt. Jedenfalls war es ein Zöllner vom Nachtdienst, da die Tageswache noch nicht hier sein konnte. Nach und nach begann sich auch die Traglast unliebsam bemerkbar zu machen. Die ungewohnten Riemen schnitten sich in die Schultern. Der Schweiß brach mir aus allen Poren. Die lange Zeit der Arbeitslosigkeit und der sich daraus ergebende träge Lebenswandel machte sich schon bemerkbar. Verstoßen sah ich meinen Bordermann an, der mit seiner siebzig Pfund-Last auf dem Rücken loslegte, als sei es ein Spaziergang. Ich bewunderte ihn, wie er mit seinem sehnigen durchtrainierten Körper jede Schwierigkeit spielend überwand. Doch tröstete ich mich und murmelte so etwas wie „Nacht der Gewohnheit“ vor mich hin. Wenn ich erst einige Male die Tour gemacht hätte, würde es schon besser klappen.

Ich fuhr ich aus meinem Grübeln zusammen. Ein Hund hatte kaum fünfzehn Meter vor uns angeschlagen. Instinktiv griff ich mit beiden Händen an die Schultergurte meines Warenballens, um zur Flucht bereit zu sein. Mein Bordermann drehte sich um und wies lachend auf eine Villa hin, die versteckt hinter einer Reihe von Buchen hervorlugte. Eine niedrige Tannenschonung ließ uns das Haus in höchstens zehn Meter Abstand unbemerkt passieren. Nichts regte sich. Glückliche Menschen, dachte ich im Vorüberstreichen, die sich einer Laune zuliebe diesen Wochenendspaß erlauben können. Wie ein verwünschtes Schloßchen aus Tausend und Einer Nacht war alles anzusehen.

Der Regen hatte nun bald aufgehört. Unsere Kolonne machte einem Gespensterzug alle Ehre. Die nassen Kleider schlotteten nur so um die Glieder. Ab und zu, wenn mein Bordermann oder ich unversehens an tief herabhängende Zweige stießen, plagte es unangenehm herunter. Völlig unvorbereitet stolperte ich in ein Erdloch und schlug, indem mich meine Last das Gleichgewicht verlieren ließ, lang hin.

Das Terrain hatte wiederum gewechselt. Wir waren mittlerweile im sogenannten „Tiefen Loch“ angekommen, ein Sumpfgebiet von ziemlich großem Ausmaß. Ein einziger Pfad, der dazu nur mit Mühe und Not gangbar war, schlängelte sich durch dieses unwirtliche Gebiet.

Bis heute ist es mir unverständlich geblieben, daß die Zollbeamten nie auf den Gedanken gekommen sind, dieses Terrain abzusperren, oder den einzigen vorhandenen Pfad am Ausgangspunkt besetzt zu halten. Mit Mann und Maus hätten sie uns erwischt. Aber nicht ein einziger Anschlag ist während all dieser Zeit hier vorgekommen. Ein Ausweichen wäre unmöglich gewesen. Rechts und links würde man im Sumpf und Morast versunken sein. Jedenfalls hätte sich ein Feuerüberfall seitens der Zöllner verheerend unter uns ausgewirkt.

Besonders nach dem Regen mußten wir mehr als vorsichtig vorangehen. Bei jedem Schritt gluckste und quirlte das Moorbwasser bis über die Fußgelenke. Stellenweise konnten wir nur von Gras- zu Grasbüschel springen. Den Abschluß dieser Sumpfstrecke bildete ein Morastgraben, den ich zum allgemeinen Gaudium der anderen beim Überqueren nicht genügend breit eingeschätzt hatte, da die Böschung an beiden Seiten dicht mit Schlingpflanzen und Röhricht überwuchert war. Ein kurzer Anlauf und schon saß ich bis zur Brust im zähen schwarzen Morast, aus dem man sich kaum allein herausarbeiten kann. Dabei mußte ich meinen „Affen“ trampfhaft hochhalten, um die Ware nicht dem Verderben auszuliefern. Wäre ich in dieser mißlichen Lage allein gewesen, würde ich vielleicht elend erstickt sein, denn in weniger als zwei Minuten war ich bis zur Brust eingesenken. Unter Gelächern und mühsam verhaltenem Gelächter wurde ich aus dieser komischen Lage befreit, die mir für lange Zeit den Spitznamen „Springer“ einbrachte.

Nach einer weiteren halben Stunde erreichten wir eine geschützt liegende Stelle, an der wir einen provisorischen Lagerplatz aufschlugen. Hier angekommen, war ich froh, mich wenigstens notdürftig reinigen zu können, da der zähe gelbe Morast wie Pech an mir haftete.

Ein einigermaßen trockenes Wasserloch, etwa von der Größe eines Granattrichters, an allen Seiten mit dichtem Ginster überwuchert, stellte die erste Etappe dar. Todmüde von der un-



Um den Feuerschein zu dämpfen, zündete ich das Streichholz

gewohnten Anstrengung, ließ ich mich zu Boden gleiten, — den Rücken halb über die Arme gestreift, um jeden Moment zur Flucht bereit zu sein. Das plötzliche Verlangen nach einer Zigarette ließ mich alle Vorsicht außer Acht lassen. Um den Feuerschein zu dämpfen, entzündete ich das Streichholz unter dem Schutz meiner Kopfbedeckung, was mir aber sofort eine scharfe

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

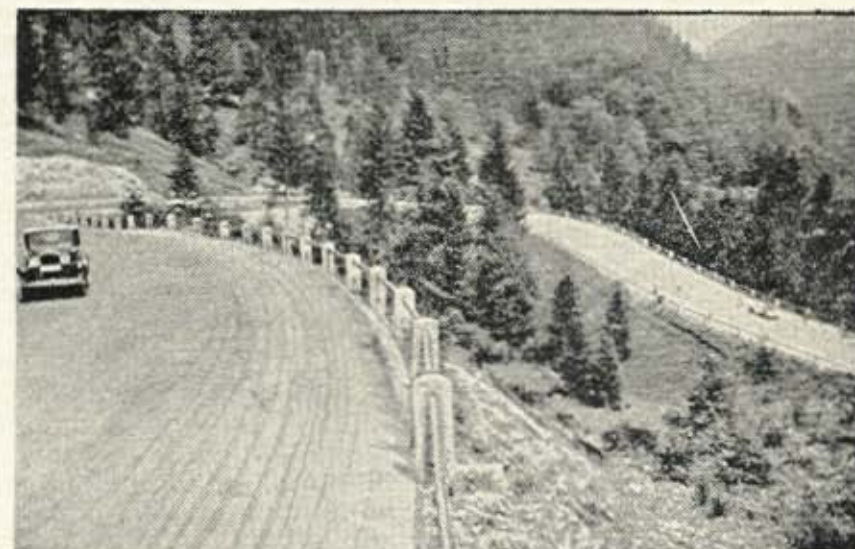
Bilder aus aller Welt



Zum Tag der deutschen Rosen am 14. und 15. Juli, an dem von der NS-Volkswohlfahrt für das Hilfswerk „Mutter und Kind“ etwa 20 Millionen Rosen als Ansteckblumen zum Verkauf gelangen sollen.



Brand des Burggasthauses auf der Wartburg. Näheres hierüber berichteten wir bereits in Nr. 152 unserer Zeitung.



Alpenstraße teilweise in Betrieb. Der vom Führer am 1. Mai eröffnete Bau der Reichsautobahn schreitet rüstig vorwärts. Die Strecke bei Garmisch-Partenkirchen befindet sich bereits in Betrieb.

Die Trachtenschau der deutschen Stämme. Am Kilians-tage fand in Würzburg eine große Trachtenschau aller deutschen Stämme statt. Auf unserem Bilde führt eine Bauerngruppe aus Unterfranken den Bändertanz vor. Im Hintergrunde das Würzburger Schloß.



Neuer Reichskommissar für den Arbeitsdienst Staatssekretär Hierl wurde vom Reichspräsidenten zum Reichskommissar für den freiwilligen Arbeitsdienst ernannt.





Ferienfreuden. Urlauberzug fährt an die See. / **Eisenbahnzug mit Tanzparkett.** In Berlin traf ein aus zehn Pullmanwagen bestehender Sonderzug ein, mit dem eine Anzahl von polnischen Wirtschaftsführern durch Europa reist. Der Zug ist mit allen nur erdenklichen Bequemlichkeiten ausgestattet. So führt er nicht nur ein Bad, sondern auch einen Tanzsaal mit sich, wie wir es auf unserem nebenstehenden Bilde links oben sehen.



Die folgenschwere Gasexplosion bei Hamburg. In einem Hamburger Vorort entstand, wie bereits gemeldet, vermutlich durch versuchten Selbstmord mit Leuchtgas, eine Gasexplosion, die das betroffene Haus völlig in Trümmer legte. Unser Bildtelegramm zeigt die Aufräumarbeiten an der Unglücksstätte.



Neue Polizeifahnen. Die Ordnungspolizei in Oldenburg und die von Thüringen haben neue Fahnen erhalten (nebenstehend in der Mitte Oldenburg, unten Thüringen).

(Fortsetzung von Seite 3.)

Küge mit dem Hinweis auf die Größe der Gefahr eintrug. Wie auf Schritt und Tritt der Jend lauerte, sollte ich noch recht oft erfahren.

Ranes, ein alter erfahrener Schmuggler, der bald drei Jahrzehnte steten Kampfes in diesen Grenzwäldern zugebracht hatte, erklärte mir die Gefahren:

„Die verschiedenen Posten, die wir auch jetzt ausgestellt haben“, sagte er, „genügen nicht allein zu unserer Sicherheit. Ich selbst habe im vergangenen Jahr erlebt, daß sehr gut dressierte Hunde, die in Begleitung der Zöllner auf das Geratewohl den Wald durchstreifen, aus mindestens einem Kilometer Entfernung den Zigarettenrauch einer lagernden Schmugglerkolonne gewittert hatten. Die ganze Bande ging dann trotz Aufmerksamkeit der Wache mit Mann und Maus verschüttet. Wirst überhaupt noch manches lernen müssen, bevor du weißt, was schmuggeln heißt.“

Leise tuschelte der lange Peter mit einem älteren Schmuggler. Anscheinend war man sich über die einzuschlagende Richtung und wo man die Packen bis zum Abend verbergen sollte, noch nicht schlüssig, da ein Ueberqueren der belebten Chaussee am Rande des Waldes bei hellem Tag viel zu gefährlich war, zumal in dem durch den Regen aufgeweichten Böden alle Spuren noch stundenlang zu erkennen waren. Nach einer Stunde guten Marschtempo erreichten wir den Platz, der für diesen Zweck geeignet erschien, ein völlig unwegsames Gelände in der Nähe des Dertchens W. . . Jeder suchte sich eine möglichst trockene, dicht bewachsene Stelle im Gehölz und verscharrte seine Packen unter Laub und Zweigen. Zur besseren Orientierung verbarg ich meine Ware in einem verlassenen Fuchsbau, in dessen Nähe eine Fichte, deren knorrige Äste gleich einem Galgen gewachsen waren, in die Höhe ragte.

Nach kurzer Zeit lag der Heidstock, um den sich bei den Bewohnern der angrenzenden Ortschaften so manche Sage spinnt, einsam und verlassen. Nichts deutete darauf hin, daß hier vor wenigen Minuten für Tausende Mark Waren verscharrt wurden.

Still raunte der Wind sein ewiges, uraltes Lied durch Schilf und Gebüsche des Heidstockes. Das Schweigen wirkte unheimlich.

Gruppenweise verließen wir den Wald, um möglichst unauffällig unseren nächsten Bestimmungsort zu erreichen, wo wir den Tag zubringen wollten. In einer Wirtschaft des Ortes Br., dessen Inhaber ehrlich mit uns sympathisierte, blieben wir bis zum Anbruch der Dunkelheit. Gott sei dank hatten wir hier Gelegenheit, unsere nassen Kleider zu trocknen. Ich konnte nur mit Mühe ein Lachen bei diesem Vorgang verbeißen. Das Zimmer, das uns die Wirtsleute zu diesem Zweck angewiesen hatten, sah bald einem Zigeunerlager verdammt ähnlich.

Dann ging die Schnapsflasche fleißig rund und bald waren alle Anstrengungen der letzten Stunden vergessen.

Gegen Mittag wurden zwei Mann zwecks Rekognoszierung zum Heidstock hingeschickt, wo wir unsere Ware verborgen hatten. Einige Stunden später fanden sie sich wieder ein und meldeten „Alles in Ordnung!“

Der kurze Wintertag ging seinem Ende zu. Bei Anbruch der Dämmerung marschierten wir, natürlich auf Umwegen, dem Heidstock zu. Doch trotz meiner guten Orientierung glaube ich nicht, daß ich das Versteck allein wiedergefunden hätte. In der Folgezeit habe ich noch des öfteren die Erfahrung gemacht, daß man besser die versteckteste Straße einer wildfremden Großstadt, als einen bestimmten Platz im Walde, besonders von solchem Ausmaße, wie es hier der Fall war, wiederfindet.

Nach wenigen Minuten stand die Kolonne A. marschbereit.

Vor uns lag noch ein recht gefährliches Stück Arbeit, galt es doch noch eine der windigsten Ecken des Grenzdistriktes zu durchschreiten: Die Durchgangsstraße Aachen—Erfelenz—Düßeldorf. —

Hier lauerte die Gefahr für uns riesengroß. Der Wald erstreckte sich nur noch seine kargen nicht mehr viel schutz bietenden Ausläufer bis an den Rand der Straße. Kilometerweise ist völlig freies, übersichtliches Gelände. Aber hindurch mußten

wir, und hindurch gingen wir noch hunderte Male. — Blut und Geld hat diese Stelle verschlungen. Sie führte nicht zu Unrecht den von Schmugglern eingeführten Namen „Die Todeskurve“, hat sie doch so manchem jungen Leben ein Ziel gesetzt. Heute, wo ich diese Zeilen niederschreibe, läuft es mir noch wie ein Gruseln über den Rücken, wenn ich an die Todeschreie jener Schmuggler denke, die dieser gefährlichen Ecke zum Opfer fielen.

Anfangs durchquerten wir noch hohen Buchenwald, dem dann eine Ginsterheide folgte, die bis an die Straße heranreichte. Wie ein Alb drückte mich die Größe der noch unbekannten Gefahr.

Jetzt hatten die Ersten unserer Kolonne kurz vor der Straße Halt gemacht.

Dunkel und verhängnisvoll lag die Chaussee vor uns. In kurzen Abständen sausten einige Autos an uns vorüber und ließen dabei jedesmal ihre Scheinwerfer gespenstisch über uns huschen. — Wie erstarrt lagen wir am Boden. —

Ich mußte wohl mit dem Unterleib in Regenspflügen liegen.



Da hatte mich das Scheinwerferlicht wieder in den Klauen —

Die Kasse kroch mir eisigkalt an den Oberschenkeln hoch. Zwei Radfahrer fuhren, sich laut unterhaltend, in etwa zwanzig Meter Entfernung an uns vorüber. —

Dann war die Strecke frei

„Vorwärts!“ raunte es von Mann zu Mann.

Wir sprangen auf und setzten auf die Straße los. Jede verlorene Minute konnte zum Verhängnis werden. Gleich nach den ersten Sprüngen stolperte ich über eine Ackerfurche und schon war ich ins Hintertreffen geraten. Als Letzter erreichte ich die Straße. — Es war bereits stockfinster. Gerade sah ich noch meinen Vordermann aus dem jenseits liegenden Straßengraben aufspringen und in der Dunkelheit verschwinden. —

In demselben Moment bog ein Auto durch die hundert Meter oberhalb liegende Kurve. Geblendet von dem plötzlich auftauchenden grellen Licht, stand ich eine Sekunde lag ratlos und verdußt auf der Straße. Schon hatte mich das Scheinwerferlicht erfaßt. Mein Herzschlag drohte auszusetzen. Schon alles verloren, schoß es mir durch den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Heierohnd

War viel fregt, ward viel bericht

Eine erzgebirgische Betrachtung von Max Wenzel.

Ru, is dä dos net wahr? — War abn ewos net weß, dar soll sich befregn bei enn, dan'r für gescheiter hält, wie'ru selber is. Dodraus drsieht mr, doß dos e grüße Ehr is, wenn en jemand wagn ewos fregt, dä do ward mr für gescheit gehalten. Na, wenn dos alles richtig wär, do müßten de Lehrer in dr Schul de Dümmlsten sei, dä die machen bal wider nisch, als se fregn de Kinner aus.

Of jedr Frog gehört e Antwort, un die fällt esu aus, wie de Frog gewesen is. Wie's in Bald nei schreiß, su schallts aa wieder raus. Of en grubn Klog gehört e gruber Keil! E manichsmol weß mr odr wirklich net, wos mr sogn soll. War iech die Toog in Chamz un machet de Stroß nei. Wan traff iech do? Mein'n Freund Arno. Natürlich blieb dar traten un fing e Gemacht a. Sei ersichtes Wort war: „Ru, bist du aa do?“ Wos soll mr dodrauf sogn?! „Haa!“ saht iech. Ru wußt'sch, doß iech do war.

Aber esu äfällig is odr, wenn emol e Fremder in uner Dorf kimmt un denkt, 'r ka de Leut ausfregn. Dodrbei wolln se nör unnre Sprooch hörn un amende sich gar drüber lustig machen. Dos is oder en emol schlacht bekomme. 'r ward doch gerod men Dröhner-Otto derwischen, bei dan su wie esu Kra-maß in Kalanner stand, un dar meitog geloden is wie e alter Raunzerich. Die Sach spielet sich gerod vörn Gasthus o. Do kam aus dr Küche e setter feiner Duft raus, wie vu lauter gebrafelter Zwiebel. Mei Otto hatt noch drzu sen Arger, weil sei alte verschmerchelte Pfeif net orndlich Luft hatt, — do kam noch drzu dar Stadtdingerich. „Na, was werden wir denn für Wetter bekommen?“ Dos sollt nu dr Otto wissen. Oder dar war net vrlagn. 'r zug sei Ros noch emol voller Zwiebelduft un saht: „Na, wenn die Luft esu fortgeht, do regnts morgn Beffsteker!“

Von olbern Gefreg hoot meitog e Mutter viel auszehalten. Su e Mutter macht wirklich e labandigs Konfirmationslexiku sei. 's gibt Kinner, die könne e Mutter verwerret machen mit ihrer Frogerei. „Mutter, wos is dä dos?“ — „E Pfaar.“ —

„Wu is dä dos?“ — „Dohierte.“ — „Worüm dä?“ — „Weils net derham is.“ — „Worüm is dä net derham?“ — „Doß du dirsch asafe fast.“ — „Worüm soll iech mirsch dä asafe?“ — „Doß de ewos larnst.“ — „Worüm soll iech dä ewos larnen?“ — „Doß de racht gescheit werst.“ — „Worüm soll iech dä racht gescheit warn?“ — „Doß de net mehr esu tottend fregn tußt!“ —

Oder de Mutter spricht: „Guck emol, dorten is e Sonnenwörmel!“ — „Worüm dä?“ — „Wos soll nu e Mutter dodrauf sogn?! Dr gelahrteste Maa ka doch net drgründen, worüm dos Sonnenwörmel überhaupt do is, un worüms gerod dorten of dan Flad is!“

De Roscher-Flora machets annersch mit ihre Kinner. Se soß meitog bei dr schwarzen Arbet. Ihre drei Kinner troten drümrüm un fregeten in enesort. De Flora saht eitel nör: „Haa!“ De Kinner konnten nooch Lud un Teifel fregn — de Flora saht zu alln Ja. Bis 'rsch zelegt doch ze dumm wur un se saht: „Ihe gieht'r ze Bett!“ Dos war de rachte Art, doß se dos Gefreg luswur. —

Ru gibbts aa sette Wigbold, die denken, se könne mit ihrer Frogerei e rachts Gelachter arichten. Se fregn allemol nooch'n Unnerschied vu zwä Sachen, zon Beispiel: „Wos is dä dr Unnerschied zwischen en Schiebock un en Bugelbauer?“ — Dos kriegt natürlich niemand raus. De Antwort is abn esu tottend wie de Frog: „Ru do nahm diech nör in acht, wenn de dir emol en Bugelbauer lasen willst, doß se dir ten Schiebock aufhänge, wenn de ne Unnerschied net wäßt!“

Do is oder e setter Stadtkerl emol ben Sirup-Rastler an dr falschen Adress' komme. Soß dar emol an runden Tisch in Gasthus, wie e setter Zigarettentraachschlucker mit en Haarbüschel wie e Mäurerpensef sette Frogn stellen tat. Alle horcheten drauf un lacheten aa emol drzu. Die Frogn wurn oder immer äfälliger. Do kriegets mei Sirup-Rastler foot. 'r saht: „Jech will aa emol e setts Rastel aufgahn: „Wos is dä dr Unnerschied vu en Balbier un vu en Sauschneider?“ Rā Menich wußt's, aa dr gescheite Stadtdingerich net. Do saht mei Sirup-Rastler: „Ru, do nahme Se sich nör in acht, wenn Se sich emol de Haar oschneiden lassen wolln, doß se net aus Brsahe nei bei en Sauschneider geroten!“ Dar Kerl wollt'n nu doch übertrumpfen un saht: „Wos is dä dr Unnerschied zwischen Rond'n un mir?“ Dr Sirup-Rastler hatt dos Ding schie emol gehört, 'r wußt, doß die Antwort e Eiloding in sich hoot, dar mr net garn noch kimmt. Oder 'r war dan Kerl doch überlag, dä 'r saht: „Dos is dr Unnerschied: Ihne ka iech e paar Faunsen gahn, ne Rond'n oder net!“ — Dodermiet war dos Exame drledigt!

Weitere Ecke



„Ich möchte auf dieser Insel siedeln, wieviel Einwohner hat sie?“

„Drei — meine Frau, meine Schwester und ich.“

„Na, da kann man sicher ungestört leben.“

„Sagen Sie das nicht, geklatscht wird hier auch genug.“



Arzt: „Wie gehts?“

Patient: „Entschuldigen Sie — ausgezeichnet!“



Nach Vorschrift.

„Wünschen der Herr auch die Speisekarte?“

„Nein, danke, der Arzt hat mir jede aufregende Lektüre verboten!“

Bilder aus der Heimat

Gedenksteine auf dem Johannegeorgensstädter Friedhof. Von Robert Jahn · Johannegeorgenstadt.

Der Landesverein Sächsischer Heimatschutz fragte bei dem Berichterstatter an, ob die auf unserm Friedhof stehende „Hungerfäule“ seines Schutzes bedürfe. Ein Mann aus dem Volke vom benachbarten Rittersgrün hatte ein altes Sandstein-Grabmal dem Heimatschutze empfohlen und irrtümlich das aus der späteren Barockzeit stammende Kunstwerk in Verbindung gebracht mit einer nach 1772 entstandenen Sage von einer Mutter, die in schwerer Notzeit durch Hunger wahnsinnig geworden sei und ihre sieben Kinder ums Leben gebracht habe. Zur Aufklärung wurde jedoch dem Heimatschutze mitgeteilt, daß die vermeintliche „Hungerfäule“ nach 1756 von den Nachkommen des am 7. Mai 1747 verstorbenen hiesigen Bürgermeisters, Kauf- und Handelsheeren Christoph Heinrich Hänel errichtet wurde. Es erinnert an ihn und seine drei Frauen, von denen die dritte am 5. August 1756 im Alter von 58 Jahren bestattet wurde. Das Grabmal steht unter dem Schutze unserer Kirchengemeinde. Gegen Witterungsunbilden ist es freilich nicht geschützt. Unter dem schützenden Dache der Grabkapelle werden zwei Grabplatten aufbewahrt, die der erste Chronist unserer Stadt, Pfarrer Engelschall, seinen beiden Ehefrauen errichtete. Der linke Denkstein zeigt zwei Engel, eine Darstellung der Zeit, einen Totenkopf auf der Bibel, eine brennende Lampe und einen Spruch, die rechte Platte einen Engel, die Zeit und Jehovah.

An der alten Friedhofsmauer finden wir auf der Westseite die älteste Eisengrabplatte, erinnernd an den 1636 geborenen und 1686 verstorbenen Martin Roth. An der Ostseite der Mauer lehnen zwei gut erhaltene Granitplatten aus der ältesten Zeit unserer Stadt mit dem kursächsischen Wappen und Zeichen des Bergbaues. Am ersten Gange nach links steht ein vierseitiges

Marmordenkmal mit drehbarer Urne, das der Johanniter-Ordensritter Freiherr von Rochow für seine 1785 in Karlsbad verstorbene und hier beigesetzte Gattin errichten ließ. Es ist dieses Gedenkmal ein Zeuge aus jenem Jahre, als Goethe hier im Bergwerk einfuhr und den bekannten Brief an Frau von Stein in Johannegeorgenstadt schrieb.

Weiter bemerken wir als Erinnerungszeichen an den Weltkrieg ein Grabmal mit Propeller eines Kampfflugzeuges. Hier wurde der am 12. Juni 1918 als Kampfflieger an der Westfront bei Bouzécourt in Südfrankreich unbefiegt gefallene Hans Appelt nach Ueberführung bestattet. Zu seinem Gedächtnis wurde am 40. Geburtstag des Gefallenen (7. 5. 1934) ein Segelflugzeug unserer Fliegerortsgruppe mit seinem Namen getauft. Von den Namen auf den zahlreichen Erbbegräbnissen seien nur einige hervorgehoben, die in den beiden letzten Generationen nach dem Stadtbrande bedeutungsvoll für unsere Ortsgeschichte geworden sind: Chr. Fr. Röder, der Dichter und Sänger des Erzgebirges; L. Cohn, der Gründer der hiesigen Handschuhindustrie; Rudolf Poller, der letzte Betriebsdirektor unserer Bergreviere; C. Maschke, der Leiter des Lazarusstiftes; D. Poller, Oberl. u. Stadtrat; Osw. Schindler, der Gründer des ersten Zeitungsverlags.

Engelschall berichtet uns in Teil II, Kap. XIII, 1—8 seiner Chronik, daß die Friedhofsmauer mit den altertümlichen Rundbogen 1674 begonnen und 1703/4 beendet wurde. 1706 wurden zum

Schutz gegen Wind und Wetter für Prediger und Trauernde einige Schutzbögen erbaut, unter denen anfangs die beiden Epitaphien für die Frauen Engelschalls aufgerichtet waren. Im gleichen Jahre wurde auf unserm Friedhofe der Kammerrat Friedrich Carpzow aus Hildburghausen begraben, der in Karlsbad während einer Kur verstorben war.



Die „Hungerfäule“ in Johannegeorgenstadt.

(Photo: Fritz Tittel, Johannegeorgenstadt.)

Entstehung eines neuen, 300stufigen Steiges am Scheibenberg.

Während nach Nordwesten und Norden des Scheibenergs die mächtigen Basaltfaltenwände von den Wunderkräften einer göttlichen Natur Zeugnis ablegen, breitet sich auf dem gegenüberliegenden Südosthang ein gewaltiges Trümmerfeld von Basaltwäden und -blöcken aus. Bis zum Jahre 1932 bedeutete dieser Hang eine schwer zugängliche Wildnis, bis von herumstreifenden Waldgängern Spuren menschlicher Tätigkeit entdeckt wurden, die dem Bau eines hochromantischen Aufstieges galten. In kühnen Bindungen, die einem Meister des Begebaues Ehre gemacht hätten, drehte sich steil zur Höhe empor ein aussichtsreicher Steig. Schließlich bemerkte man

daß ein einziger Mensch am Werke war, der damals 59jährige arbeitslose Scheibenerger Poller, Herr Ottomar Jahn, der seit Anfang März 1931 in den frühen

Morgen- und späten Abendstunden seine gemeinnützige Tätigkeit verrichtete. In zweieinhalb-jähriger, aufopfernder Tätigkeit hat ein schlichter, bescheidener Erzgebirgler seine Liebe zur heimatischen Scholle bewiesen und ist zum leuchtenden Beispiel des Sages „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ geworden. Sein Name wird ewig mit der Geschichte des Scheibenergs verbunden sein. Bei ihm gilt der Spruch: „Wer seine Heimat liebt, liebt a sei Volk“. — Links zeigen wir den Erbauer des Steiges, Ottomar Jahn, rechts die Schutzhütte am Jahn-Steig.

